



LIBERALES INSTITUT

Rede anlässlich der Verleihung des Röpke-Preises für Zivilgesellschaft
an der Freiheitsfeier des Liberalen Instituts zum Thema «Die Tugend der politischen Zurückhaltung», Zürich, 4. Dezember 2019

Sind wir so reich, weil die anderen so arm sind?

von

Tobias Straumann

Sind wir tatsächlich so reich, weil die anderen so arm sind? Viele, ja wahrscheinlich sogar die meisten Leute in der Schweiz sind davon überzeugt, dass dieser Zusammenhang gegeben ist. Für sie ist klar, dass Reichtum nur entstehen kann, wenn jemandem etwas weggenommen wird. Ein Lied von Mani Matter bringt es schön auf den Punkt:

*dene was guet geit
giengs besser
giengs dene besser
was weniger guet geit
was aber nid geit
ohni dass's dene
weniger guet geit
was guet geit*

Aus wirtschaftshistorischer Perspektive ist diese Deutung jedoch nicht haltbar. Seit der Industriellen Revolution, die etwas mehr als vor 200 Jahren in England ihren Anfang nahm, ist der Aufbau von Reichtum möglich, ohne dass alle anderen ärmer werden. Das durchschnittliche Einkommen ist heute viel höher als je in der Menschheitsgeschichte, nicht nur im Westen, sondern auch in vielen anderen Regionen der Welt. Die Quelle des Wachstums ist der Produktivitätsfortschritt, wodurch der Kuchen immer grösser geworden ist. Wenn Länder zum Westen aufschliessen, wie zum Beispiel Japan im 20. Jahrhundert, so führt dies keineswegs zur Verarmung des Westens. Im Gegenteil: Europa profitierte wirtschaftlich vom Aufstieg Japans. Natürlich existieren ausbeuterische Verhältnisse. Ich erinnere zum Beispiel an die Art und Weise, wie westliche und asiati-

sche Fischereikonzerne an der Westküste Afrikas die Küstenbestände leerfischen und so die einheimischen Fischer um ihre Existenz bringen. Aber die Vorstellung, dass die reichen Länder nur dank einer systematischen Unterdrückung der armen Länder reich werden konnten, verdreht die historischen Tatsachen. Vor 1800 war es tatsächlich so, dass Reichtum nur durch Abschöpfung des Mehrwerts zustande kommen konnte. Seit 1800 ist dies gerade nicht mehr der Fall: Der Reichtum war noch nie so gross und so breit gestreut wie heute.

Auch ist es falsch zu behaupten, dass der Westen seit zweihundert Jahren die Entwicklung der armen Länder verhindert habe. Diese standen nämlich keineswegs an der Schwelle eines Wachstumsschubes, als die Europäer ihre Kolonialreiche aufbauten. Sie waren arm und wären auch heute noch arm, wenn ihnen die westliche Technologie nie zur Verfügung gestanden hätte. Nehmen wir das Beispiel Chinas am Ende des 18. Jahrhunderts, als die industrielle Revolution in England einsetzte. Im September 1792 schickte der britische König den irischen Lord Macartney mit drei Kriegsschiffen, 66 Kanonen und einer rund hundertköpfigen Delegation nach China. Macartney brachte Gastgeschenke mit, die den damaligen hohen Stand der westlichen Technologie demonstrierten. Kaiser Qianlong war überhaupt nicht interessiert. Er antwortete dem britischen König, er habe die «demütigen» Gaben nur aus Höflichkeit und Respekt angenommen. In Wahrheit besitze das Reich der Mitte, dem Könige aller Reiche ehrerbietig Tribut zollten, bereits alle Dinge. «Raffinierte Gegenstände» habe man nie sonderlich geschätzt und bedürfe in keiner Weise der Erzeugnisse Englands. So spricht nicht einer, der sein Land wirtschaftlich voranbringen möchte.

Trotzdem gibt es eine einflussreiche Gruppe von kalifornischen Wirtschaftshistorikern – die sogenannte California-School –, die behauptet, dass China im 18. Jahrhundert an der Schwelle einer eigenständigen industriellen Revolution stand, aber ihre Argumente sind längst widerlegt worden von einer Reihe von britischen und chinesischen Wirtschaftshistorikerinnen und -historikern. Das beste Argument gegen die Behauptung der California School ist folgendes: Wenn China bereits im 18. Jahrhundert an der Schwelle einer eigenständigen industriellen Revolution stand, warum hat das Reich dann nicht kurz danach begonnen zu industrialisieren – wie zum Beispiel die Schweiz oder die USA und später Japan?

Ein anderes Beispiel ist die Situation Indiens im 18. Jahrhundert. Die britische East India Company übernahm damals kontinuierlich die Kontrolle in Bengalen und legte den Grundstein für die spätere Kolonialverwaltung – weswegen viele mit dem Finger auf den Westen zeigen. Wie war die Situation wirklich? Indien wurde damals von den Moguln regiert, einer islamischen Herrscherschicht aus Zentralasien, die den Subkontinent von Nordwesten her erobert hatte. Nach dem Tod von Herrscher Aurangzeb im Jahr 1707 zerfiel das Reich – ohne jegliches Zutun der East India Company. Allein im Jahr 1719 waren vier verschiedene Herrscher auf dem Pfauenthron – Anarchie brach aus. Die lokalen Fürsten hörten auf, Tributzahlungen zu leisten und bauten ihre Machtbasis aus. 1739 eroberte der persische Kriegsherr Nader Shah die Hauptstadt Delhi, die damals rund zwei Millionen Einwohner zählte, brachte dabei etwa 100'000 Einwohner um und plünderte die Stadt während zwei Monaten. Danach zog er ab mit 700 Elefanten, 4000 Kamelen und 12'000 Pferden, die mit Gold, Silber und Edelsteinen beladen waren. Die Marathen aus Zentralindien eroberten Bengalen, die reichste Provinz des Mogul-Reiches und töteten dabei etwa 400'000 wehrlose

Zivilpersonen. Angesichts dieser Gräueltaten und der allgemeinen Anarchie ist schwer vorstellbar, dass das Vordringen der East India Company eine eigenständige wirtschaftliche Revolution verhindert habe.

Betrachtet man also den historischen Kontext, zerfällt das einfache Weltbild, wonach der Westen an allem Elend schuld ist und sich bereichert habe. Es stimmt zwar, dass der Westen immer wieder mit grosser Brutalität vorgegangen ist und enorme Opfer verursacht hat. Die Kolonisation des amerikanischen Kontinents dezimierten die Ureinwohner in nie gekanntem Ausmass. Oder um bei Indien zu bleiben, denke man zum Beispiel an die Hungersnot in Bengalen im Jahr 1943, der nach gewissen Schätzungen bis zu vier Millionen Menschen zum Opfer fielen, weil die britischen Behörden keine Rücksicht nahmen. Aber die Weltgeschichte ist voller menschlicher Katastrophen. Immer haben stärkere Mächte auf Kosten der Schwächeren expandiert. Die Mongolen, Araber, Osmanen, Russen, Chinesen, Azteken, Inkas haben ebenfalls eine grosse Blutspur hinterlassen. Was den westlichen Kolonialismus speziell macht, ist die extreme militärische Überlegenheit während einer kurzen Periode, die zu einer vollständigen Verwandlung der Weltwirtschaft und der Weltgesellschaft geführt hat.

Warum hat die industrielle Revolution einzig in Europa stattgefunden? Diese Frage ist sehr schwierig zu beantworten, weil wir eben nur einen Fall kennen. Für eine einigermaßen wissenschaftliche Erklärung bräuchten wir ja mindestens zwei voneinander unabhängige Ereignisse. Für unser Thema genügt es festzustellen, dass die technologische und militärische Überlegenheit Europas und Nordamerikas an ganz spezifische historische Bedingungen geknüpft war. Dies ist der eigentliche Grund, warum es ein so grosses Wohlstandsgefälle auf der Welt gibt: Historische Kontexte lassen sich nicht übertragen.

Dies lässt sich zum Beispiel am Vergleich von Argentinien und Kanada gut zeigen. Beide Länder hatten im 19. Jahrhundert eine ähnliche Ausgangslage. Sie waren von Europäer gegründet worden, gehörten wirtschaftlich beide zum British Empire – informell (Argentinien wurde 1816 unabhängig) und formell (Kanada wurde 1867 ein Dominion) –, befanden sich im politischen Einflussgebiet der USA und besaßen landwirtschaftliche Rohstoffe im Überfluss. Noch Ende des 19. Jahrhunderts lag das durchschnittliche Einkommen etwa auf demselben Niveau.

Heute könnte der Unterschied nicht grösser sein. Kanada ist eines der reichsten Länder der Welt, sein durchschnittliches Pro-Kopf-Einkommen ist zweieinhalb Mal höher als in Argentinien. Kanada ist wirtschaftlich in guter Verfassung, Argentinien steht einmal mehr vor dem Staatsbankrott. Hat sich die geopolitische Lage oder die wirtschaftliche Abhängigkeit verändert? Überhaupt nicht. Kanada ist viel stärker abhängig von den USA als Argentinien. Das heisst, die Erklärung, wonach Argentinien aufgrund von äusseren Zwängen keine Entwicklungschancen gehabt habe, ist nicht plausibel.

Die unterschiedliche Entwicklung Argentinien und Kanadas hängt vielmehr mit der institutionellen Ausstattung der beiden Länder zusammen. Der wichtigste Unterschied ist die Landverteilung. In Argentinien ist die Konzentration immer sehr hoch gewesen, während in Kanada im 19. Jahrhundert eine breite bäuerliche Mittelschicht entstanden ist. In Argentinien entstand deshalb weder eine Massenkaufkraft noch löste der Getreideexportboom des späten 19. Jahr-

hunderts industrielle Koppelungseffekte aus. In Kanada hingegen beobachtet man in jener Zeit einen eindrücklichen Industrialisierungsschub, z.B. im Bereich der Landmaschinen oder der Lebensmittel- und Holzverarbeitung, was wiederum eine weitere Welle von Innovationen auslöste. In Kanada schritten dank der Abwesenheit des Grossgrundbesitzes Demokratisierung und Alphabetisierung viel schneller voran als in Argentinien. Dies wiederum stärkte den Rechtsstaat und damit die Planungssicherheit der Unternehmen.

Wiederum gilt natürlich auch hier: Der kanadische Weg hatte nichts Zwangsläufiges – so wenig wie der europäische Weg, der zur industriellen Revolution führte. Es waren günstige Umstände, zum Teil auch Zufälle, die zum Erfolg geführt haben. In Argentinien lagen die Dinge anders, und deswegen bauten sich im 19. Jahrhundert Wachstumsbarrieren auf, die wenig mit unserem Reichtum zu tun haben. Im Gegenteil: Argentinien ist von Natur aus sehr reich und klimatisch günstig gelegen. Es ist trotzdem nicht in der Lage, das grosse Potenzial optimal zu nutzen. Allerdings ist das Glas nicht nur halbleer, sondern auch halbvoll: Argentinien ist relativ wohlhabend, wenn wir seinen Lebensstandard historisch vergleichen. Im 18. Jahrhundert waren die Einwohner der Eidgenossenschaft im Durchschnitt mindestens zehnmal ärmer als die heutigen Einwohner Argentinienens.

Ich komme zum Schluss. Ökonominen und Ökonomen sind berüchtigt dafür, dass sie nie eine eindeutige Antwort geben. Deshalb hat Präsident Truman einmal gefordert, er wolle unbedingt einmal einen einhändigen Ökonomen kennenlernen, der nicht «on the one hand» und «on the other hand» miteinander abwäge. Ich habe zwar zwei Hände, wie Sie sehen, aber habe dennoch versucht, eine eindeutige Antwort auf die anfangs gestellte Frage zu geben. Sie lautet: Nein.